



Leseprobe

Nora Bossong

Gesellschaft mit beschränkter Haftung

Roman

ISBN (Buch): 978-3-446-23975-3

ISBN (E-Book): 978-3-446-24062-9

Weitere Informationen oder Bestellungen unter

<http://www.hanser-literaturverlage.de/978-3-446-23975-3>

sowie im Buchhandel.

I Essen lag 6000 Kilometer entfernt, gefühlt neun Stunden, zwei Lufthansa-Menüs, drei Tageszeitungen. Luise Tietjen befand sich durch ein Weltmeer von der Firma Tietjen und Söhne getrennt und wurde dennoch in das Unternehmen hineingeschleudert, dorthin, wo sie hingehörte, wo sie zuletzt hatte hingehören wollen. Jahresumsatz 38 Millionen Euro, Umsatzentwicklung minus 2,7 Prozent, 14 Millionen verkaufte Frotteeprodukte im letzten Geschäftsjahr. Es war die Wucht von 8,9 Millionen Eigenkapital, die Luise an diesem Tag, mitten im verschneiten Brooklyn, traf. 226 Mitarbeiter, Verlustvorträge nach wie vor über dem Stammkapital, Tendenz rückläufig. Kurt Tietjen hatte es sich zum Prinzip gemacht, zu zerstören, was nach ihm kam, um loszuwerden, was vor ihm gewesen war, und Luise, 27 Jahre alt, war die Haupterin ihres Vaters.

Sie war um 16.30 Uhr in Newark gelandet. Als sie ihr Telefon eingeschaltet hatte, war eine Nachricht eingegangen.

Luise – Ihr Vater in ernstlich schlechtem Zustand. Bin auf dem Weg zu ihm. Halte Sie informiert. Bemühen Sie sich vorerst NICHT um einen Flug nach NY. KvW

Kiesbert von Weiden, ein alter Bekannter ihres Vaters, der seit einigen Monaten in der Verwaltung der Firma saß, hatte nicht gewusst, dass sie bereits angekommen war – dass Kurt sie wieder einbestellt hatte, zum ersten Mal nach monatelangem Schweigen.

Luise hatte die Nachricht unbeantwortet gelassen, hatte ihre Koffer aus dem Flughafengebäude gerollt und war im weißen Sonnenlicht stehen geblieben. Schneeberge an den Rändern der Fahrwege. Darüber die Flagge der Vereinigten Staaten. Luise besaß kein Gefühl für dieses Land, doch sie war jedes Mal, wenn sie am Flughafen Newark ankam, von der Zuverlässigkeit des blauen Himmels überrascht. Beißen-der Optimismus. Sie hatte ein paar Züge lang die helle Luft geatmet und war dann in ein Taxi gestiegen. Wenig später war sie durch den Holland Tunnel nach Manhattan eingefahren.

In all den Wochen, die Luise in New York verbracht hatte, weil sie von Kurt herzitiert worden war, weil sie stets, wenn Kurt sie anrief, umgehend ihre Sachen packte und nervös zum Flughafen fuhr, war ihr nie klar gewesen, weswegen er gerade sie zu sich holte. Als sie klein gewesen war, hatte ihr Vater kaum von ihr Notiz genommen, erst mit ihrer Volljährigkeit war sie für ihn zu jener Person geworden, auf die er irgendwann das Familienvermögen schieben würde, die Verantwortung, die an ihm hing, wohin er auch zog, in welchem Loch er sich auch versteckte, all das Geld, das sich in Aktien, Immobilien und diverse weitere Anlage-tricks aufteilte.

Luise ging mit Kurt spazieren, und er zeigte ihr seine Lieblingsplätze, die nicht zahlreich waren, den Battery Park an der Südspitze Manhattans, die alten Fabrikgebäude und Lagerhallen, die nun von Galerien besetzt waren, das ABC-Viertel, in dem einige Häuser noch an jene baufälligen Jahrzehnte erinnerten, da in diesen Straßenzeilen Sodafabriken mittellosen Einwanderern eine erste Arbeitsstelle geboten

hatten. Er zeigte ihr das Gebäude der Triangle Textilfabrik, in dem vor knapp hundert Jahren ein Zigarettenstummel auf einen Stapel Stoffe gefallen war und einen Großbrand verursacht hatte. Einige der Arbeiterinnen hätten noch an ihren Schreibmaschinen gesessen, als man sie später barg, fünfzehn verkohlte Leichen, sagte Kurt. Es war kein schöner Anblick, fügte er hinzu, diese Mädchen, nicht einmal der Tod hat sie von ihrem Diensteifer befreit.

Vor zwei Jahren, bei ihren ersten Besuchen, hatte Luise angenommen, er ginge mit ihr nur deshalb stundenlang durch die Stadt, weil er wissen wollte, wie es in Deutschland stand. Nie hätte er es fertiggebracht, dergleichen zuzugeben, sich selbst gegenüber nicht und schon gar nicht gegenüber anderen, Werner zum Beispiel, der auf Kurts Niederlage wartete wie ein Geier, was auch immer er sich von Kurts Niederlage versprach. Kurt Tietjen musste angenommen, zumindest befürchtet haben, dass Luise alles, was er ihr sagte, nach Deutschland trug und dort dem immer bitterer zusammenschrimpelnden Kern der Familie preisgab. Denn der, wie Kurt ihn einmal nannte, dümmliche Rest der Familie wartete ja nur darauf, von ihm, Kurt, zu hören, der es gewagt hatte, sich zu entziehen. Kurt aber lud Luise immer wieder zu sich ein, nahm die Gefahr der Tratscherei in Kauf. War das Gerede ihm gleichgültig geworden? Sah er darin vielleicht sogar einen Vorteil, den Luise nicht erkannte? Was er Luise über die wirtschaftliche Lage der Firma erzählte, stimmte selten mit den Tatsachen überein, und wenn, dann nur teilweise, seine Pläne, seine Prognosen, seine Meinungen zielten, ob mit Absicht oder aus Unwissenheit, stets treffsicher auf einen Nachteil für die Firma

ab, und Luise konnte nicht sagen, ob ihr Vater in ihr eine Verbündete sah oder das Trojanische Pferd, mit dem er hinterrücks in den heimischen Betrieb einfallen wollte.

Erst im kachelförmig geordneten Inneren Manhattans, langsam gegen die Schneemengen ansteuernd, dachte Luise daran, dass sie ihren Vater diesmal in Brooklyn treffen würde. Die halbe Stunde, die das Taxi mit Hupen und Halten zwischen den Wohnhäusern der 20th West und dem Midtown Tunnel verlor, könnte die halbe Stunde sein, die sie zu spät kam, dachte Luise. Weil sie es nicht ertrug, hinaus in den blockierten Verkehr zu blicken, starrte sie auf den Bildschirm vor ihr, auf dem ein Werbefilm für eines der überteuerten Restaurants in Soho gezeigt wurde.

Natürlich könne er sie direkt vor die Haustür fahren, sagte der Taxifahrer. Wenn sie den ganzen Nachmittag in diesem Taxi festsitzen wolle. Er ließ Luise zwei Straßen von der Wohnung entfernt aussteigen. Der Schnee hatte die Stadt in eine Taubheit versetzt. Räumfahrzeuge schoben die weißen Massen zu Wällen längs der Fahrbahn auf. Das war Brooklyn an diesem Nachmittag: Die Geschwindigkeiten waren abgesackt, die Autos fuhren fast geräuschlos und im Schlittentempo durch die Straßen. Post kam verspätet an, wenn überhaupt, so wie Luise heute verspätet angekommen war.

New York. Die Stadt, in die Kurt, ihr Vater, sich vor zweieinhalb Jahren geflüchtet hatte, als könnte man je flüchten, man konnte nur weggehen. Sie überquerte die Straße, die in einem schäbigen Streifen Brooklyns lag. Rostig heruntergelassene Metallrollläden, Linen Store, Bed Bath Gifts

(Store for rent). Die Hochhäuser, Sozialwohnungen, die seit Jahrzehnten verwahrlosten. Domino's Pizza. Ein Grocery. Beauty Supply. Die Immobilienfirma Dimokritos Properties warb an einem Wellblechzaun. Call Patrick Cohen, Sales Agent. Das Wort sold war auf den Zaun gesprüht, unklar, worauf es sich bezog. Die Fenster des Nachbarhauses waren mit Pappe abgedichtet, der Müll sackte durch die Kälte in den offenen Tonnen ein. Frauen mit violett geschminkten Lidern folgten Luise mit ihren Blicken, Luise sah ihre mit dem Glätteisen gebändigten Frisuren, die nach verbranntem Haar riechen mussten. Anwohner prophezeiten Wetterkatastrophen von den Balkonen herab, weiteren Schneefall, Blitzeis, einen Hurrikan. Und die U-Bahn wird auch nicht fahren! Sie fährt nie bei dieser Kälte!

Drei Jugendliche liefen, einen Basketball zwischen sich hin und her werfend, an Luise vorbei, musterten sie, und Luise fiel, wie sie sich auch bewegte, ob sie den Blick senkte oder hob, zwischen ihnen auf.

Weshalb Kurt gerade dieses Viertel ausgesucht hatte, fragte sie sich, ein Viertel, in das er nicht hineingehörte, wie jeder, nicht zuletzt der Makler, gesehen haben musste. Es passte noch weniger zu Kurt als sein vorheriger Wohnort, der in einer Arbeitergegend gelegen hatte. Ob er sich womöglich verkleidet hatte, um die Wohnung zu bekommen oder einen Bekannten vorgeschickt, es war Luise umso schleierhafter, da sie nun selbst in dieser Straße stand und begriff, wie wenig sie hierhergehörte, wie wenig ihr Vater hierhergehört hatte, ein Eindringling, der hier suchte, was ihm nicht zustand, nämlich seine Ruhe, die in Wahrheit die Unruhe der anderen war.

Von dieser Wohnung aus, in die er fünf Monate zuvor, im August 2011, eingezogen war, hatte Kurt endgültig kein Lebenszeichen mehr von sich gegeben, ein Spiel, das er zwei Jahre zuvor begonnen, aus dem er seine Tochter aber bislang herausgehalten hatte. Seit August war sie von dieser Sonderstellung vertrieben und stand ebenso wie ihr Onkel Werner, ihre Mutter und überhaupt jeder aus Kurt Tietjens altem Leben mitten in den Zügen einer Partie, in der sie alle ein Phantom jagten, das als Geschäftsführer der Firma Tietjen fungierte, sich aber seit Jahren nicht mehr um die Geschäfte gekümmert hatte, sondern die Firma vor sich hin siechen ließ.

Luise war seit seinem amerikanischen Rückzug die einzige Verbindung zu Kurt Tietjen gewesen. Werner hatte sie damals beauftragt, ihren Vater aus seinem Exil zurückzuholen – und wenn nicht zurückzuholen, dann zumindest ausfindig zu machen. Eine Unterschrift, das ist alles, was wir von ihm brauchen, danach kann er mit seinem Leben machen, was er will, hatte Werner erklärt, und sie war in regelmäßigen Abständen zu ihrem Vater geflogen. Kurt rief sie an, bestellte sie zu sich, und sie nahm die nächste Maschine nach New York. Es war simpel und verlässlich gewesen, zumindest hatte sie das geglaubt. Zunächst besuchte sie ihn nach Absprache mit ihrem Onkel, eine Allianz, die sie ihrem Vater gegenüber verschwieg, doch nach jeder Reise hatte sie Werner weniger erzählt, bis sie ihre Berichte schließlich ganz unterließ. Sie sah die Verwandlung ihres Vaters, vom Unternehmer zu einem Mann, der kaum mehr als ein Obdachloser war, blass und schäbig, zuletzt verwahrlost, sie traf seine Freundin, Fanny, und sie nahm all das auf

sich, weil sie nicht akzeptierte, dass ihr Vater ihr vollständig abhandenkam. Und als sie verstand, dass sie nie genug von ihm besessen hatte, um ihn zu verlieren, dass ihr Vater sich ihr nur zeitweise angenähert hatte, solange sie ihm eben nützlich war, die alte Art der Tietjens, die Kurt seinem Vater und seinem Großvater vorgeworfen hatte – als Luise das einsah, obwohl sie es nie hatte einsehen wollen, reiste sie umso entschiedener zu ihm, weil sie wiederaufzubauen beschlossen hatte, was dieser Mensch ihr über Jahre nahm.

Und dann hatte er sie nicht mehr bestellt. Damit war der letzte Faden gerissen, der ihren Vater mit der Familie verband. Das war im August gewesen. Nachdem sie über acht Wochen auf eine Nachricht von ihm gewartet hatte, hatte sie Anfang Oktober ihrerseits versucht, ihn zu erreichen. Der Brief, den sie an sein Postfach schickte, blieb unbeantwortet. Unter der neuen Adresse, die Kurt ihr in seiner letzten Nachricht mitgeteilt hatte, war kein Telefonanschluss auf seinen Namen angemeldet. Als sie bei der Dame in der Auskunftszentrale insistierte, wurde ihr mitgeteilt, dass es nicht einmal die Adresse gab.

Fanny ließ sich leichter ausfindig machen. Sie wohnte in dem Wohnblock, in dem auch Kurt einige Zeit gelebt hatte. Luise hatte Fannys Telefonnummer ermittelt und sie beim dritten Versuch erreicht. Doch es half Luise wenig. Nein, auch sie wisse nicht, wohin Kurt gezogen sei, erklärte Fanny, das Letzte, was sie von ihm gesehen habe, sei ein Haufen Gerümpel gewesen, den er in seiner Wohnung zurückgelassen hatte, und sie sei vom Hausmeister dafür zur Rechenschaft gezogen worden. Nein, wiederholte Fanny, sie habe von Kurt nichts mehr gehört, und dass die Adresse,

die er der Hausverwaltung für Nachzahlungen hinterlassen habe, falsch sei, habe sie schon vom Hausmeister erfahren. Nun reiche es ihr, nun wolle sie sich nicht noch einmal für etwas rechtfertigen müssen, was nicht ihre Angelegenheit sei. Kurt Tietjen sei für sich selbst verantwortlich, sie seien getrennte Leute, discharged, wie Fanny sich ausdrückte.

Luise schrieb erneut an Kurts Postfach. Zwar war sie weniger gereizt als vielmehr verletzt, aber das hätte sie ihm gegenüber nie zugegeben. Er hätte sie, das zumindest glaubte Luise, fallengelassen, unwiderruflich, wie er ja auch sein restliches Leben einfach fallengelassen hatte.

Der dritte Brief, besorgt. Schließlich war Kurt nicht mehr jung, und schließlich kannte er, wie Luise vermutete, niemanden in seiner neuen Nachbarschaft. Vielleicht konnte er, wenn es tatsächlich schlecht oder noch schlechter um ihn stand, gar nicht antworten. Sie überlegte, nach New York zu fliegen, einen weiteren Brief zu schreiben erschien ihr zwecklos. Irgendjemand redete es ihr aus, irgendjemand wollte Kurt gesehen haben, wie er an der Südspitze Manhattans Eichhörnchen fütterte, was dort, wie Luise glaubte, verboten war.

Der vierte Brief, unbeschwert. Als hätte es die vorhergehenden drei Briefe nicht gegeben, erkundigte sie sich nach seinen Spaziergängen in Manhattan. Der fünfte Brief schrieb sich wie von selbst, denn es war Weihnachten. Im sechsten Brief versuchte sie ihn zu provozieren und im siebten fingierte sie eine wichtige Entscheidung, die in Essen anstünde. Auf diesen endlich erhielt sie Antwort, aber Kurt bezog sich nicht auf das, was sie geschrieben hatte. Es war eine Mitteilung darüber, dass sie nach New York zu kom-

men habe, und zwar unverzüglich. Es war jene von ihr seit langem gefürchtete Nachricht eines Unglücksfalls; Luise hatte sie erwartet, aber sie hatte nicht erwartet, dass der Moment, in dem sie einträfe, jemals kam.

Luise Tietjen glich die Hausnummer mit der Adresse ab, die sie in der unruhigen Schrift ihres Vaters bei sich trug. Sie fand seinen Namen an der Klingelleiste, die Tür sprang surrend auf, alles passte zusammen, und dennoch wusste Luise nicht, wie sie selbst hierher passte. Ein Beamter in Polizeiuniform öffnete ihr in der dritten Etage die Wohnungstür, eine Tür aus verschrammtem Metall.

You are –? May I see your ID, Miss?

Er blickte sie an, sie sah nur seine Wangen, zu viel Fleisch, und fingerte ihren Führerschein hervor. Nichts Ungewöhnliches war es, versuchte Luise sich einzureden, dass ein Polizeibeamter in der Wohnung wartete, bis der Arzt vor Ort war. Nichts Ungewöhnliches, dass bei schwerem Schneefall ein Arzt noch nicht bis in diesen Winkel Brooklyns vorge drungen war. Es war nichts Ungewöhnliches. Es bedeutete ihr nur mit Gewissheit, dass in dieser Wohnung jemand verstorben war.

Gegen Mittag, erfuhr sie von dem Beamten, hatte sich Kurt Tietjen aus dem stumpfen Geruch der verwohnten Räume zurückgezogen, aus dem Gewühl jener heruntergewirtschafteten Stadt. Die halbe Stunde, die Luise im Feierabendverkehr Manhattans verloren hatte, war bereits unwichtig gewesen. Jene Frau, die auf dem Sofa lag und Diet Coke trank, sei die einzige Person gewesen, die dabei gewesen sei, als Kurt Tietjen gestorben war.

Durch die offene Wohnzimmertür konnte Luise Fanny sehen. Sie hatte sich also wieder in Kurts Leben gedrängt, allen Beteuerungen zum Trotz, natürlich, dachte Luise, solche Leute hielten es nie lange allein aus. Fanny war in einen Bademantel gehüllt, Modell Sunshine Sally, den Kurt ihr überlassen haben musste, da niemand außer Kurt das Modell Sunshine Sally in den Staaten beziehen konnte, obwohl es extra für die Staaten konzipiert worden war, ein Fehlschlag der Firma, einer von vielen. Fanny drückte das Kinn auf die Brust und tupfte sich mit dem Frotteeärmel über die Wangen.

Vor einem halben Jahr, bei Luises letztem Besuch, waren sie sich kurz begegnet, im Foyer des Hotels, in dem Luise übernachtet hatte. Fanny war ihr aufgefallen, weil diese Frau nicht in das Interieur des Hotels hineingepasst hatte, alles an ihr wirkte preiswert, und selbst das Preiswerte nur aus zweiter Hand. Luise hatte sie verwundert angesehen, ein Kuriosum, dem man einen Moment lang seine Aufmerksamkeit schenkt und das man im Laufe des Tages wieder vergisst. Fanny war jedoch nicht, wie Luise erwartet hatte, auf der anderen Seite der Halle geblieben, sondern in ihren hohen Pumps auf sie zugestöckelt.

Luise Tietjen?, fragte sie, und Luise erschrak, wie man über etwas Ungehöriges erschrickt. Sie sah sich im Foyer um, ob jemand der Gäste Fanny gehört hatte, und natürlich ruhten alle Blicke auf dieser Person, die hier falsch war, ein Stück Blech zwischen Silbermünzen. Luise hätte verneinen, hätte türmen können, aber sie hatte das Gefühl, dass Fanny sehr genau wusste, wer Luise war, dass sie ein Nein nicht hingenommen hätte.

Sie stellte sich als Fanny vor, nur Fanny, so als habe man es in ihrer Familie noch nicht zu einem Nachnamen gebracht. Sie sei die Freundin von Kurt Tietjen, girlfriend, sagte Fanny, was im Zusammenhang mit Luises knapp sechzigjährigem Vater seltsam klang. Luise hatte ihren Vater von ihr sprechen hören, in einem Nebensatz hatte er sie einmal als *this Fanny* erwähnt, was Luise als *this funny* missverstanden und auf ein nachfolgendes Hauptwort gewartet hatte. Zweifelsohne konnte eine solche Frau nicht ernsthaft zu ihrem Vater gehören. Sie war eine jener bemitleidenswerten Existenzen, die glaubten, einen Millionär geangelt zu haben, und doch nur selbst an der Angel hingen, zappelten, bis sie an der Luft erstickt waren. Ein Mann wie ihr Vater, dachte Luise, hatte zu viel Format, als dass es ihm möglich gewesen wäre, mit einer solchen Frau zu leben.

Doch Luise ging von einem Mann aus, den es lang nicht mehr gab. Seit ihr Vater sich nach New York zurückgezogen hatte, wirkte er ärmlich, wie jene Arbeiter, die zur Mittagszeit an den Resopaltischen neben den Supermarktkassen sitzen und verkochtes Gemüse aus Aluminiumschalen essen. Seine Kleidung war farblos und ohne Stil. Er trug einen Dreitagebart, der an ihm ungepflegt wirkte. Er sah aus wie ein Arbeitsloser, der sich um die Nachmittage drückte. An manchen Tagen wirkte er noch verlorener. Wie ein Obdachloser, dachte Luise. Ja, und war er nicht eben das? Jemand, der nach New York gekommen war, um ohne festen Wohnsitz, ohne festes Leben zu sein?

Die beiden Frauen setzten sich ins Foyer, Luise bestellte zwei Gläser Wasser, sah auf die dürren Mädchenfinger, mit denen Fanny sich an ihrer zu weiten Stoffhose festhielt.

Ihr Vater steigert sich in etwas hinein, sagte Fanny. Ich dachte zuerst, es sei nur ein Spleen, aber er hat sich nicht mehr unter Kontrolle. Ich weiß nicht, warum er Ihre Firma derart hasst. Er erzählt mir von Geschäften, über die ich nichts wissen will. Ich kann nicht einmal sagen, was davon der Wahrheit entspricht. Und ich will es auch nicht. Die Firma geht mich nichts an. Das ist Ihre Angelegenheit.

Luise zuckte die Schultern. Hören Sie ihm zu, oder lassen Sie es bleiben. Ich dränge Sie ganz sicher nicht, sich weiter um meinen Vater zu kümmern.

Aber er drängt mich, antwortete Fanny.

Was wollen Sie damit sagen? Dass er Ihnen Geld gibt?

Er kümmert sich um mich, das ist alles, er bezahlt mich nicht.

Luise musterte Fanny, ihr kaputtes Haar, ihre spröden Lippen, auf denen Lipgloss glänzte. Für Luise bestand das Problem nicht in der Geschichte, die Kurt erzählte, sondern darin, dass diese Frau überhaupt in seine Nähe kam.

Luise, ich verstehe von diesen Angelegenheiten nichts, wiederholte Fanny, als könnte Luise Zweifel daran haben, dabei hatte sie an diesem Punkt ganz sicher keine. Ich möchte davon nichts verstehen, fügte Fanny hinzu. Ich wollte Ihnen sagen, dass ich mir nicht sicher bin, ob ich länger bei Ihrem Vater bleiben kann.

Ob das ihr einziges Problem sei, fragte Luise.

Sehen Sie denn nicht, worum es Ihrem Vater geht?, fragte Fanny.

Was bitte schön verstehen denn Sie von meinem Vater?, entgegnete Luise. Bilden Sie sich nicht ein, begreifen zu können, wer wir sind.

Luise erhob sich, winkte dem Ober zum Zahlen. Diese Frau, die mit ihren schlecht blondierten Haaren vor ihr saß, in einem ausgewaschenen Pullover (fruit of the loom, fünfzehn Jahre alt), so jemand hatte nicht über ihren Vater zu urteilen, nicht über Luise und schon gar nicht über das Verhältnis zwischen ihr und ihm. Luise hatte sie nicht aufgesucht. Für sie existierte Fanny nur als Störfaktor, mit derlei hielt sie sich nicht auf.

Luise? Sie sind schon da? Fanny erhob sich vom Sofa, der Bademantel verrutschte ein wenig, gab den Blick auf ihr Dekolleté frei, dünn, fast durchscheinend war sie, und ihre Bewegungen zitterten von zu viel Diet Coke. Ich habe nicht mit Ihnen gerechnet, heute.

Und ich habe nicht mit Ihnen gerechnet, entgegnete Luise.

Sie sah den weichen Stoff, die ausgebeulten Taschen, die abgeschabten Ärmelsäume, die zeigten, dass der Mantel häufig getragen war.

Sie sollten zu Ihrem Vater gehen, sagte Fanny. Das wäre gut. Wenn ich auch nicht weiß – sie stockte, klopfte mit den Nägeln gegen die Getränkedose – ich glaube nicht, dass es gut für Sie ist, hier zu sein.

Kurz blickte Fanny zu Boden, und dann, ohne Luise noch einmal anzusehen, wandte sie sich wieder dem Fernseher zu, in dem eine Reportage über ein Ehepaar von der Westküste lief, Bob und Erin, die ihr baufälliges Haus verlassen mussten, weil sie seit Monaten zahlungsunfähig waren.

Kiesbert von Weiden sah nicht von den Unterlagen auf, als Luise das Arbeitszimmer betrat, vielleicht hielt er sie für

einen der beiden Polizisten, vielleicht nahm er sie, so unauffällig, wie sie gekommen war, nicht ernst. Ein wenig gelbstichig war er, wie eine Figur auf einem schlecht eingestellten Bildschirm. Luise setzte sich ihm gegenüber an den Tisch, Kiesbert hob seinen Blick und erschrak.

Sie sind –? Entschuldigen Sie, aber ich habe nicht damit gerechnet, dass Sie schon hier sind. Herr Tietjen ist ja erst vor wenigen Stunden –, verteidigte er sich hilflos gegen ihre plötzliche Anwesenheit. Kiesbert hatte sich in den letzten Monaten so sehr in die Dokumente vertieft, dass er offensichtlich aufgehört hatte, an etwas außerhalb davon zu glauben. Kurt hatte ihn, wie Luise wusste, zu seinem Nachlassverwalter bestimmt, als könnte sie nicht selbst entscheiden, von wem sie ihr Erbe verwalten lassen wollte. Luise aber hatte es längst entschieden, sie würde sich ihren eigenen Vermögensverwalter suchen. Falls sie ihr Erbe herunterwirtschaften sollte, wollte sie wenigstens dafür verantwortlich sein und von Weiden saß vergebens in dem schmalen, staubigen Zimmer über die Akten gebeugt, die Luise ihm im Laufe des Tages entziehen würde.

Luise, es tut mir leid, sagte Kiesbert, doch es klang nicht, als bezöge er sich auf ihren Vater. Er blickte an ihr vorbei und errötete.

Es muss Ihnen nicht leidtun.

Luise, wissen Sie – nein, genau genommen wissen Sie wohl nicht –

Einer der beiden Polizisten kam vorbei und Kiesbert verstummte. Luise hätte Kiesbert gern gebeten zu gehen, doch dann wäre sie mit Fanny und den Polizisten allein geblieben. Sie erhob sich und trat in den Flur, sah einen der Be-

amten seine oktagonale Mütze in den Händen drehen, blickte an ihm hinauf bis zu seinem fetten Hals. Sein Kollege stand daneben, schmal wie ein zu schnell in die Höhe geschossener Konfirmand.

Die Leute vom Bestattungsunternehmen hätten längst eintreffen müssen, bemerkte der Dicke.

Bei dem Schnee!, erwiderte der Konfirmand.

Luise stand vor der Tür des Schlafzimmers. Kiesbert ging mit einem Stoß Papiere an ihr vorbei. Als in seinem Mantel das Telefon vibrierte, hielt er inne und tastete in den Taschen danach.

Es war zu spät, als ich ankam, sagte er, nur die Frau war da. Er deutete zum Wohnzimmer, wo Fanny auf dem Sofa saß und das Schicksal im Fernsehen vor sich ablaufen ließ. Sie hat mir die Tür geöffnet, sagte Kiesbert, sie hat mich ins Arbeitszimmer geführt und mir die Unterlagen gezeigt. Ich war der Einzige, den sie informiert hat.

Warum hat sie keinen Arzt gerufen?, fragte Luise.

Schock, was weiß ich. Herr Tietjen hat ihr aufgetragen, meine Nummer anzurufen, im Ernstfall. Während ich mit ihr gesprochen habe, hat sie auf den Fernseher gestarrt. Ich glaube, das war für sie realer als der Tote hier in der Wohnung. Später hat sie den Polizisten so verschreckt die Tür geöffnet, als warte sie darauf, abgeführt zu werden.

Er warf einen Blick ins Schlafzimmer, zog seine Augenbrauen hoch und blickte hinab auf das Display seines Telefons. Vielleicht hat sie vorher nicht einmal gemerkt, dass er bereits am Sterben war, sagte Kiesbert und ließ seine Finger über das Display gleiten. Sie entschuldigen mich.

Mit dem Telefon am Ohr zog er sich in das Arbeitszimmer

zurück, Luise hörte ihn auf und ab gehen. Licht fiel über Bett und Laken, der Himmel vor dem Fenster war wolkenlos und grell. Es stimmte nicht, dass nur Fanny dabei zugehört hatte, wie es mit Kurt Tietjen zu Ende ging. Luise sah, wie sich zuerst sein Kopf bewegte, dann der ganze Körper, der auf seinem Bett in die Baumwollwäsche eingeschlagen war, als müsse er vor Kälte geschützt werden (die Sonne schien mild, beinahe warm herein, und das Zimmer war zudem beheizt). Er wandte ihr sein Gesicht zu, das blass und eingefallen war, aber nicht fremd, wie sie es erwartet hatte. Träg zirkulierte das Blut in seinem Körper, die Verfärbungen auf seiner Haut wurden kleiner, bis sie nur noch wie Altersflecken aussahen. Er schloss seine Augen und öffnete sie wieder. Seine Lippen zuckten, aber er sagte nichts. Luise hörte die Wortfetzen aus dem Zimmer nebenan, ein gebrochenes O, ein gezogenes I, wie in *feed* oder *need* oder *deed*. Sie sah die geöffneten Augen Kurts, seine Lippen, sein Gesicht, noch warm, noch lebendig. Da lag es. Und dann zerfiel es zu dem, was da tatsächlich lag, zu einer Maske aus kalter Haut. Sie lief ins Bad, um sich zu übergeben.

Dass das ihr Vater war –

Luise kauerte über der Toilette, ein Gestank nach Chemikalien überdeckte den beißenden Geruch des Erbrochenen, sie hielt sich am Plastikrand des Toilettensitzes fest und dachte, dass all das nicht möglich war. Menschen starben nicht mit Anfang sechzig. Sie ließen sich Zeit, bis sie siebzig Jahre alt waren, achtzig. Ohnehin starb man in ihrer Familie nicht, in der Familie Tietjen trat man ab. Aber ihr Va-

ter hatte bereits für die Zeit nach seinem endgültigen Rücktritt gesorgt: Er hatte Kiesbert in Position gebracht, er hatte Fanny Weisung gegeben, wen sie zu informieren habe. Kurt Tietjen wollte auch nach seinem Tod das Unternehmen nicht freigeben, so wie das Unternehmen ihn niemals freigeben hatte, nicht einmal in seinem selbstgewählten New Yorker Exil.

Die beiden Polizisten lungerten in der Küche herum, unterhielten sich über die Wohnung, über die Möbel, Bücher und Lampen, über all das, was von dem Leben hier noch übrig war, *Poor guy, not one nice piece, and this area, gosh, I'd never live here*, während Fanny sich eine neue Cola öffnete und den Fernseher lauter stellte. Der Arzt war noch immer nicht eingetroffen, würde vielleicht erst in ein, zwei Stunden hier sein, New York hatte zu viele Tote oder zu wenig Ärzte, doch er musste kommen, um schriftlich festzuhalten, weshalb Kurt sich nicht mehr erhob. Erst dann würde offiziell, dass da nur noch etwas Lebloses lag.

Fannys Blick folgte den bläulich abstrahlenden Bildern des Fernsehers. In der Hand hielt sie einen Frotteefetzen, mit dem sie sich über die Wange strich. Luise dachte an das bleiche Nichts im Nebenraum. Und vermutlich dachte auch Fanny daran, wenn es sich für sie auch anders anfühlen musste. Fanny weinte; es schien Luise tatsächlich, als weine sie, und sie stellte sich Fanny neben dem Bett vor, in dem Kurt Tietjen vor wenigen Stunden gestorben war. Wie jede seiner Entscheidungen hatte er sie getroffen, ohne jemanden in seine Überlegungen einzubeziehen.

Seit Jahren hatte Luise angenommen, Kurt sei, so physikalisch unmöglich das auch sein mochte, nicht mehr vor-

handen und nur wenn sie selbst alle zwei bis drei Monate nach New York kam und ihre Stichproben machte, in Erscheinung getreten. Sie hatte angenommen, dass es eine New Yorker Kurtwelt ohne sie nicht gab. Luise fürchtete nicht allein, Kurt zu verlieren, mehr noch hatte sie Angst davor, ihn an jemanden zu verlieren. Gern hätte sie geglaubt, dass sie über die Jahre hinweg Kurts einzige Vertraute gewesen war, und wenn nicht seine Vertraute, dann seine Botin, und wenn nicht seine Botin, dann seine Leidtragende. Sie hatte Fanny das eine Mal im Foyer getroffen, aber kaum war Luise nach Deutschland zurückgekehrt, hatte sie nicht mehr an Fanny gedacht. Jetzt sah sie diese kunststofffarbene Frau mit ihrer Coladose spielen und begriff, dass Kurt hier, wo sie ihn all die Jahre lediglich zwischengelagert geglaubt hatte, ein Leben besessen hatte.